

F.A.Z. - Literatur und Sachbuch

DIENSTAG, 09.01.2018

Keine Hoffnung ohne Horror

Arno Geigers meisterlicher Roman „Unter der Drachenwand“ führt ins Weltkriegsjahr 1944 und zeigt das erschreckende Nebeneinander vom Untergang der Gesellschaft und dem Beharrungswillen des Einzelnen.

Wollte man eine Summa der Handlung von Arno Geigers morgen erscheinendem neuen Roman gezogen sehen, so böte sich dafür eine Passage nach drei Vierteln des Buches an: „Bald ein ganzes Jahr trieb ich mich in Mondsee herum, indessen der Krieg kein Ende nahm. Der Jahrestag meiner Verwundung war verstrichen, und ich wunderte mich selbst, dass es mir gelungen war, mir den Krieg so lange vom Leib zu halten. Als ich Ende November aus Wien eine Beorderung bekam, durfte ich mich nicht beklagen, jedenfalls nicht laut, denn in Wahrheit war es mir bisher vergönnt gewesen, einen unauffälligen Mittelweg zu gehen, der lag, sagen wir, zwischen dem allergrößten Glück mancher und dem härtesten Schicksal vieler.“

Was ist das für eine Sprache? Einerseits eine formelle („Beorderung“), andererseits eine altertümliche („indessen“), schließlich zweifellos eine elaborierte. Es ist die Erzählerstimme eines jungen Mannes namens Veit Kolbe aus „Unter der Drachenwand“, einem Roman, dem schon im Titel die Bedrohung eingeschrieben ist, der sich Kolbe ausgesetzt sieht. Diese Drachenwand ist ein tatsächlich existierender Fels im österreichischen Salzkammergut – das unterscheidet Geigers Buch von dem in

ähnlich isolierter Umgebung angesiedelten und auch ähnlich intensiv erzählten Roman „Ein ganzes Leben“ seines Landsmannes Robert Seethaler, der jedoch bei allen Anklängen an reale Ereignisse bewusst einen fiktiven alpinen Handlungsort zwischen Bergen mit so lebensfeindlich klingenden Namen wie Karleitner, Klufterspitze und Häuslerkamm gewählt hatte.

Aber auch die Drachenwand erfüllt vor allem einen metaphorischen Zweck: Ihre Gegenwart wird von Geigers Erzähler über die fast fünfhundert Seiten hinweg immer wieder heraufbeschworen („die Drachenwand macht im Süden eine breite Brust“, „die alptraumhaft hingestellte Drachenwand“, „die Drachenwand zeichnete sich deutlich ab“, und gleich zweimal ist vom „mächtigen Felsenschädel der Drachenwand“ die Rede), doch in diese Wand selbst führt nur eine einzige, dann allerdings auch tödliche Szene. Ansonsten dräut der Fels über der kleinen Ortschaft Mondsee. Doch irgendwie beschützt er sie auch.

Er beschützt sie vor Krieg und Kriegsgeschrei. Geigers Buch deckt das Jahr 1944 ab. Zu dessen Beginn kehrt der aus Wien stammende Veit Kolbe von der Ostfront zurück, eher leicht- als schwerverwundet, und kommt dank privater Beziehungen zur Rekonvaleszenz nach Mondsee. Dort findet er, wie man schon dem Eingangszitat entnehmen kann, eine vergleichsweise friedliche Welt vor, die neben ihm noch zahlreichen anderen Gästen Zuflucht vor den Schrecken des Weltkriegs beschert hat: aufs Land evakuierten Schülerinnen aus Wien, deren Betreuerinnen, einer jungen Mutter aus Darmstadt und dem „Brasilianer“, einem gegen seinen Willen aus Südamerika zurückgekehrten Einheimischen aus Mondsee, der mit der NS-Ideologie gar nichts anfangen kann. Doch so abgeschieden er in dieser Ecke des Großdeutschen Reichs auch lebt, kommt der „Brasilianer“ mit dieser Haltung nicht einfach durch.

Für Veit Kolbe, der ebenfalls keine Illusionen mehr über Methoden und Erfolgsaussichten der deutschen Kriegsführung hat, ist es leichter: Er schweigt, um nicht aufzufallen, schaut aber umso genauer hin. Da es meist seine Perspektive ist, aus

der Geiger erzählt, wird darüber eine literarische Reminiszenz akut, die man bislang mit diesem Autor kaum verbunden hätte: Arno Schmidt. Die Erzählhaltung von dessen 1949 erschienenem Debüt, der in der Endphase des Kriegs spielenden Flüchtlingsgeschichte „Leviathan“, erscheint wie eine Blaupause für Geigers Hauptfigur in deren Verslossenheit und zugleich sezierendem Blick auf den sie umgebenden Mikrokosmos aus Verblendeten und Verzweifelnden. Auch die Flucht aus dem Kriegsalltag, der durch überfliegende Bomberflotten in Mondsee ebenso präsent ist wie auf Schmidts immer wieder stockender Zugfahrt, in die Liebe verbindet beide Bücher. Und wenn es Geiger als 1968 geborenem Autor derart grandios gelingt, das beklemmende Nebeneinander von Untergang der Gesellschaft und Beharrungswillen des Individuums zu beschreiben, dass man sich an den Kriegszeitzeugen Arno Schmidt erinnert fühlt, dann zeigt das einmal mehr, über was für ein literarisches Vermögen dieser Schriftsteller verfügt.

Es gibt zudem eine formale Novität in Geigers Roman, die wie ein Zuzwinkern hin zum in die narrativen Möglichkeiten typographischer Effekte verliebten Schmidt wirkt: den Schrägstrich. Immer wieder, durchschnittlich gewiss einmal pro Seite, wird mitten im Absatz dieses Zeichen gesetzt, ohne dass damit eine andere inhaltliche Funktion verbunden wäre als ein kurzes Innehalten. Es handelt sich also wie auch bei Schmidts entsprechenden Schreibgepflogenheiten um eine Rhythmisierung des Textes, eine rhetorische Funktion, die fürs Vorlesen – wozu der Roman durch seine persönliche Sprache einlädt – ohnehin denkbar gut geeignet ist. Ansonsten scheint es aber im Falle Geigers eher eine Marotte zu sein. Oder eben doch eine subtile Hommage?

Die Homogenität der Erzählstimme wird in „Unter der Drachenwand“ dreimal dreifach gebrochen: durch Erlebnisschilderungen anderer unfreiwilliger Kriegsteilnehmer. Da ist einmal die in Darmstadt verbliebene Mutter der ins Salzkammergut zur Erholung nach der Geburt ihres Kindes gereisten jungen Frau. Aus ihren Briefen an die Tochter erfahren wir, was die über Mondsee hinwegfliegenden Bomber in den Städten anrichten. Aus Wien wiederum schreibt ein siebzehnjähriger Jun-

ge an seine mit ihrer Schulklasse evakuierte Freundin über die eigenen Gefühle und Erlebnisse in der Heimatstadt. Und ein anderer Wiener, ein jüdischer Zahntechniker, der den älteren Sohn mit einem Kindertransport nach Großbritannien hat retten können, aber selbst mit Frau und anderem Sohn zurückbleiben musste, berichtet seiner in einem neutralen Staat lebenden Cousine von den immer aussichtsloseren Versuchen, erst in Österreich und dann in Ungarn zu überleben. Diese Stimmen bringen den Krieg mitten ins scheinidyllische Leben.

Wie sie allerdings überhaupt im Kontext des Romans erklingen können, wie also diese jeweils schriftlich fixierten Zeugnisse, die zudem im Laufe des Buchs ihren Charakter ändern – das landverschickte Mädchen verschwindet spurlos, kommt also als Adressatin der Briefe ihres Freundes nicht mehr in Frage; der schließlich von den Deutschen erhaschte Zahntechniker wechselt als Zwangsarbeiter zu heimlichen Aufzeichnungen –, die Zeiten überdauert haben, das lässt Geiger teilweise bewusst offen. Es tut aber auch nichts zur Sache, denn selbst die personell gar nicht an die Haupthandlung angebundenen Berichte des jüdischen Wieners sind erzählerisch organisch eingepasst – weil sie eine Facette des Jahres 1944 offenbaren, die für unser Verständnis des Stoffs wichtig ist. Erst das Nebeneinander von Hoffnung und Horror, von erfolgreicher und erfolgloser Zuflucht, schafft die ebenso bedrückende wie beglückende Stimmung dieses Romans.

Es ist ein großartiges Buch, das Arno Geiger, einen der erfolgreichsten und wandlungsreichsten deutschsprachigen Schriftsteller des letzten Jahrzehnts, von einer wieder einmal ganz neuen Seite zeigt: diesmal als historischen Chronisten, auf den Spuren eben von Seethaler, Arno Schmidt oder auch Christoph Ransmayr, dem in „Morbus Kitahara“ ein ähnliches Stimmungskunststück geglückt ist. Aber anders als diesen dreien gelingt Geiger mit einem letzten Kapitel aus eigener Perspektive der Geniestreich, das vorherige Geschehen nicht nur zu Ende zu erzählen, sondern dabei die Grenzen zwischen Fiktion und etwaig realer Quellenbasis so subtil zu verwischen, dass man sich nach der Lektüre in dieselbe unsichere Geborgenheit versetzt sieht, von der gerade noch erzählt wurde. War all das, was doch nicht

wahr zu sein schien, am Ende tatsächlich wahr? Die Literatur ist ja auf ihre Weise wahrhaftig. Diese ist es allemal. Andreas Platthaus

Stimmen des Krieges

Was weiß man schon über das Lebensgefühl vergangener Zeiten? Arno Geigers Roman »Unter der Drachenwand« rekonstruiert einfühlsam die Gemütslage am Ende des Zweiten Weltkrieges **VON IRIS RADISCH**

B

eim Betrachten alter Fotografien überfällt einen manchmal die Frage: Was, zum Teufel, haben die Leute, die da gerade eine Straße überqueren oder eine Fahne hissen, in dieser längst vergangenen Weltsekunde wohl empfunden? Die Geschichte des Lebensgefühls vergangener Zeiten wäre für immer verloren, gäbe es nicht schriftliche Überbleibsel, die Einblicke in das Innenleben der längst Verstorbenen gewähren. Sie sind eine Fundgrube für Schriftsteller. Walter Kempowski (1929–2007) hat jahrzehntelang Briefe und Tagebücher aus den vierziger Jahren gesammelt und damit eine Art Museum des deutschen Innenlebens zu Zeiten des Krieges hinterlassen. Sein monumentales, zehnbändiges »kollektives Tagebuch« *Das Echolot* war so überwältigend wie erschütternd: Die darin versammelten Lebensdokumente halfen sich angesichts des Schreckens der letzten Kriegsjahre in der Regel mit verlogenen Floskeln und daueraufgekratzter Munterkeit über das Grauen der Zeiten hinweg. Die Wahrheit war das erste und das letzte Opfer des Krieges.

Der Wiener Schriftsteller Arno Geiger, der zuletzt mit einem Buch über die Demenzerkrankung seines Vaters (*Der alte König in seinem Exil*) große Resonanz fand, versucht in seinem neuen Roman etwas Ähnliches. Auch er trägt Briefe und Tagebücher aus dem Jahr 1944 zusammen, die eine seelische Innenaufnahme des Kriegsendes ergeben sollen. Doch anders als Walter Kempowski hat er die schriftlichen Nachlässe der Zeitzeugen stark nachbearbeitet, wenn nicht gänzlich erfunden: Sein Kriegsroman *Unter der Drachenwand* ist eine geniale Authentizitätsfiktion, aus der der Autor sich anschießend so spurlos wie möglich zurückgezogen hat.

Übrig bleiben: der Wehrmachtssoldat Veit Kolbe, im Jahr 1944 gerade 24 Jahre alt, wohnhaft in der Possingergasse in Wien, schwer verwundet durch Granatsplitter an der Ostfront und auf Genesungsurlaub in Mondsee am Mondsee im Salzburgischen. Die »Reichsdeutsche« Margot aus Darmstadt, frisch verheiratet mit einem Soldaten aus Linz, Mutter eines Säuglings und Nachbarin des Wehrmachtssoldaten in Mondsee, sowie deren Mutter aus dem total zerstörten Darmstadt. Außerdem die »Quartiersfrau« in Mondsee und der »Brasilianer«, ihr von Brasilien und der Freiheit träumender Bruder. Ferner eine kinderlandverschickte Mädchenschulklasse im benachbarten Ort samt einer rätselhaft verschlossenen Wiener Lehrerin. Am Rande tritt auf: der jüdische Zahntechniker Oskar Meyer aus der Possingergasse, dem die Flucht aus Wien zu spät gelingt. Nachdem seine Frau und sein Kind deportiert werden, meldet er sich in Budapest freiwillig zur Zwangsarbeit.

Sie alle lernt man kennen, bevor sie den Kriegsausgang und die Zukunft auch nur ahnen. Im fingierten Originalton der Zeit spricht in der Hauptsache der kriegsverletzte Tagebuchschreiber Veit Kolbe, gelegentlich unterbrochen von dem 16-jährigen Rekruten Kurt aus Wien, der rührende Liebesbriefe an seine 13-jährige Cousine ins Kinderheim am Mondsee sendet. Aus dem Bombenhorror von Darmstadt mischt sich hin und wieder die Mutter von Margot in den Stimmenchor. Die bestürzenden Briefe des jüdischen Zahntechnikers aus Wien sorgen dafür, dass die deutschsprachigen Opfergruppen des vor-

letzten Kriegsjahres in dem Roman nahezu vollständig vertreten sind – lauter von Krieg und Verfolgung schwer verwundete Seelen, die ihren Nöten in sorgfältig redigierten Schriftstücken Luft machen.

Namentlich der Tagebuchautor Kolbe formuliert so gekonnt neusachlich und unpräntiös, als habe er in Wien ein Schreibseminar an der Schule für Dichtung besucht. In makellos entschlackter und nur hauchdünn mit einer Prise zeittypischer Umstandskrämerie überzuckerter Prosa berichtet er von seiner Verwundung an der Front: »Im Himmel, ganz oben, konnte ich einige ziehende Wolken erkennen,

kommen beim Lesen zurück: Wie haben unsere Eltern und Großeltern das alles aushalten können, ohne seelisch zu zerbrechen?

Auch beim Tagebuchschreiber Kolbe scheint mehr als nur der Unterkiefer und der Oberschenkel zerfetzt zu sein. Er berichtet immer wieder von plötzlich auftretenden Panikattacken, die sich anfühlen, als müsse er unter dem Andrang des Erlebten ersticken. Er hat Furchtbare gesehen, Massenerschießungen von Partisanen, Dörfer in Russland, die man einfach »weggewischt« habe mit »Jung und Alt«, bis auf den Schutthaufen zwischen den Leichen nur noch »ein paar zerzauste Hühner« herumgela-

Nachbarzimmer in Mondsee, die ihn zum Abendessen einlädt – der Roman läuft auf eine glückliche Liebesgeschichte hinaus (in einer Nachbemerkung heißt es, die beiden hätten nach dem Krieg geheiratet, die Darmstädterin sei bei Abschluss des Manuskriptes 95 Jahre alt gewesen). »Ich weiß«, kokettiert der auf seinen neuerlichen Ostfronteinsatz wartende junge Mann, »es sind schon ereignisreichere Geschichten von der Liebe erzählt worden, und doch bestehe ich darauf, dass meine Geschichte eine der schönsten ist. Nimm es oder lass es.« Mit solch sentimentalem Understatement wird Arno Geiger zweifellos ein großes Publikum erfreuen.

Doch während an dem Tagebuch schreibenden Wehrmachtssoldaten Kolbe ein halbwegs ambitionierter Wiener Nachwuchsschriftsteller verloren gegangen ist – er nennt sich selbst ein »abgenagtes Stück Herz«, vergleicht die »Liebe ohne Sexualität« mit einer »Kerze ohne Docht« und sieht »überall durch die Hülle hindurch das Totengerippe« –, inszeniert Geiger seine Nebenfiguren im Ton glaubhafter Naivität. »Das Gruseln kommt nicht aus einem raus, wenn es Abend wird«, schreibt die von allen verlassene Mutter aus dem zerbombten Darmstadt. »Tante Emma und Onkel Georg sind schon acht Tage begraben und sind zu siebzehnt in einem Sarg.« Dass die Töchter angesichts der Darmstädter Umstände noch nach Paketen mit dem »Sonntagsmantel«, nach »Schleifchen« und »Friseurartikeln« verlangen, empört die gute Frau dermaßen, dass sie sich fragt, »was in Papa und mich gefahren ist, dass wir Kinder bekommen haben«. Ihre Briefe aus der total zerstörten Stadt beschließt sie mit dem gut gemeinten Überlebensratschlag, ordentlich viele Zwiebeln zu essen. Die seien gesund.

Im liebevollen Auspinseln solcher kriegsabwehrender Winzigkeiten wie den Zwiebeln, dem abendlichen Bier nach der anstrengenden Gartenarbeit, den Nächten am Plattenspieler im Gewächshaus am Mondsee und vielen anderen vermeintlichen Banalitäten liegt die Stärke des Romans. Und es sind solche *safe spaces* des Alltäglichen, die eine Teilantwort auf die Frage nach dem seelischen Überleben in Zeiten des Krieges enthalten.

Wollte man überhaupt noch einen Schwachpunkt in dieser eindrucksvoll historisierenden Stimmenimitation suchen, dann wäre es die allzu einhellige Treuerzigkeit seines kriegsbeschädigten Erzählpersonals, das gegen NS-Ideologie und Führerkult vollständig immun ist. Die ungleich schwierigere Innenansicht der Täter, an der sich der ehrgeizige französische Autor Jonathan Littell in seinem Roman *Die Wohlgesinnten* vor Jahren die Zähne ausgelesen hat, wird vollständig ausgespart. Die Bösen, die Mitläufer, die Nazis haben nur kurze Gastauftritte. Nie sieht man ihnen ins dunkle Herz. Arno Geigers supersympathische schreibende Antiflutruppe weiß hingegen immer schon vorbildlich darüber Bescheid, wie »wahnwitzig und menschenfeindlich die Firma Blut und Boden« in Wahrheit ist. Romanentscheidend ist dieser Einwand nicht: Arno Geiger ist ein zu erfahrener Autor, um es beim Wunschkonzert des literarisch Bekömmlichen und menschlich Erfreulichen zu belassen. Am Ende, schreibt er, bleibt immer etwas in einem zurück, mit dem man niemals fertig wird.

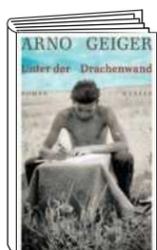


Mitglieder der Hitlerjugend in Österreich beim Hissen der Hakenkreuzfahne

Foto (Ausschnitt): Foto Wagner/Lilienfeld/Süddeutsche Zeitung

und da begriff ich, ich hatte überlebt.« Und schreibt dann einen langen, mitreißenden Roman lang einfach so entspannt weiter – völlig frei von dem Schutt aus Witzelei und Schwulst, der in der naturtrüben Schriftform der Kempowskischen Originalzeugnisse aus dem Jahr 1945 den Blick auf die wahren Empfindungen verstellte. In der einfühlsamen Zeitzeugen-Simulation durch den 49-jährigen Schriftsteller, der man sich widerstandslos überlässt, verschwindet der historische Sicherheitsabstand, der uns von der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts inzwischen trennt, und unbeantwortbare Fragen aus der eigenen Familiengeschichte

fen seien. Damals hat er das so hingegenommen, denn er kannte seit Jahren nichts als den Krieg. Erst beim Anblick der nach Mondsee kriegsverschickten Wiener Schulmädchen empfindet er mit voller Wucht die »ganze Traurigkeit« seines Lebens und seiner verpassten Jugend: »Wie weit die Verzerrung des eigenen Wesens schon vorangeschritten ist, merkt man, wenn man wieder unter normale Menschen kommt.« Der Amtsarzt in Mondsee verschreibt dem Traumatisierten gegen die unerträgliche Vergangenheit das Aufputzmittel Pervitin. Heilen wird ihn jedoch nicht die Wunderpille der Wehrmacht, sondern die junge Frau aus dem



Arno Geiger:
Unter der
Drachenwand.
Hanser Verlag,
München 2018;
480 S., 26,- €,
als E-Book
19,99 €

Feuilleton

In der Schutzblase

Mondsee, 1944: In seinem neuen Roman „Unter der Drachenwand“ erzählt der österreichische Schriftsteller Arno Geiger von Leben, Leid und Lieben eines jungen Kriegsversehrten

Von Meike Fessmann

Eine Atempause im Krieg ist der Handlungsraum im neuen Roman von Arno Geiger, der eine Enklave mit gleichermaßen realen wie fantastischen Koordinaten entwirft. An den Ufern des Mondsees, über dem die Drachenwand thront, neben sich den schon seines Namens wegen freundlicher wirkenden Schafsberg, kommt ein Häufchen vom Krieg Versprengter zusammen. Veit Kolbe, der im Februar 1944 seinen vierundzwanzigsten Geburtstag feiern wird, wurde an der Ostfront verwundet. Bei den Eltern in Wien, die noch immer Durchhalteparolen von sich geben, hält er es nicht aus, so erinnert er sich an den Ratschlag eines Hauptmanns im Lazarett, er solle, wenn es irgendwie möglich ist, aufs Land gehen. Sein Onkel ist Postenkommandant in Mondsee, dem gleichnamigen Ort, eine halbe Stunde von Salzburg entfernt. Er ist bereit, ihm eine Unterkunft zu besorgen.

Veit Kolbe zieht in das schäbige Zimmer einer bössartigen Vermieterin und richtet sich allmählich ein. Die erbärmlich stinkende Matratze wird durch einen frischen Strohsack ersetzt, ein Kohleofen eingebaut. Die Jahre des Kriegsdiensts haben ihm einen beachtlichen Sold beschert. Allerdings auch Angstzustände, die man heute posttraumatische Belastungsstörung nennen würde. Er wird von Panikattacken überrollt, Bilder stürmen auf ihn ein, er zittert, bekommt Schweißausbrüche, kann sich nicht bewegen. Der Gemeindefeldarzt verschreibt ihm das Beruhigungsmittel Pervitin. Er schläft zwölf Stunden in der Nacht, tagsüber schreibt er Tagebuch und gelegentlich Briefe. Schreiben sei eine besondere Art, Angst zu haben, sagte Arno Geiger einmal und auch, dass er erzählend die Leerstellen seiner Existenz auffülle.

Geiger schätzt die jungen Erwachsenenjahre als ein Alter, in dem sich erste Lebensentscheidungen mit Unsicherheit paaren und mit der ständigen Erkundung, wer man ist und werden möchte. Auch Julian, der Held seines Romans „Selbstporträt mit Flusspferd“ ist in diesem Alter. Ihn warf allerdings nur eine unglückliche Liebe aus der Bahn. Veit Kolbe dagegen hat es mit dem Krieg zu tun. Er hat alles gesehen, „was niemand sehen will“. Und er hofft, der Genesungsurlaub möge ihm lange genug Aufschub gewähren, um nicht an die Front zurückzumüssen.

Arno Geiger gewährt seinem Ich-Erzähler, der später von weiteren Erzählstimmen ergänzt wird, die Ruhe, nach der er sich an der Front sehnte, wo Leerlauf und Lebensgefahr zermürend ineinandergriffen. Er fasst langsam Fuß in der relativen Normalität des Landlebens, seine Oberschenkelwunde hört auf zu eitern, das Strumpfband, das ihm die Mutter lieh, um den rutschenden Verband zu halten, kann bald nach Wien zurückgeschickt werden. Es ist ganz nebenbei auch ein symbolisches Band, das „Unter der Drachenwand“ mit dem Eheroman „Alles über Sally“ verbindet. Auch Sallys Stützstrumpf tragender Gatte ist ein hingebungsvoller Tagebuchschreiber, der seine Männlichkeit nicht allzu ernst nimmt.

Man kann es nicht anders als eine bedrohte Idylle nennen, die Geiger im Schatten der Drachenwand entstehen lässt. Veit, der dem Tod von der Schippe gesprungen ist, empfindet es als „unbeschreibliches, mit nichts zu vergleichendes Gefühl“, überlebt zu haben, auch wenn es mit Ängsten, Depressionen und Schmerzen einhergeht. Nicht allein durchs Schreiben heitert sich sein Gemüt allmählich auf.

Im selben Haus, nur durch eine dünne Wand getrennt, wohnt eine junge Mutter mit ihrem Säugling. Während er sich zunächst in eine Lehrerin verliebt, die Mädchen in der Kinderlandverschickung betreut und ihn ziemlich schroff abblitzen lässt, entsteht zwischen ihm und seiner Wandgenossin eine ruhige, ernsthafte Liebe. Und da es, anders als mit ihrem Mann, auch im Bett „klappt“, wollen sie nach dem Krieg zusammenbleiben.

Mit der gleichen Geduld, mit der er Veit und die aus Darmstadt stammende Margot aufeinander zustreben lässt, entwickelt Arno Geiger das Geflecht der Figuren. Die Mädchen, die im Lager Schwarzindien – die Gegend gibt es wirklich am Ufer des Mondsees – vor dem Krieg in Sicherheit gebracht werden sollen, stromern in ihrer Grazie und Jugend durch den Roman. Eines der Mädchen, beinahe eine Mignon-Figur, hilft Veit bei einer Panik-Attacke. Ausgerechnet sie, die aufmüßig liebestrunkene Nanni Schaller, deren Liebe zu ihrem Cousin die Mutter unterbinden will, verschwindet eines Tages spurlos.

Während Flugzeuge im Überflug an den Krieg erinnern und das Radio den Frontverlauf wiedergibt, ist das Gewächshaus eines Brasilien-Heimkehrers ein kleines Stück Utopia. Der Reformbiologe ist der friedfertige Bruder der überaus garstigen, mit Nazi-Parolen um sich werfenden Vermieterin. Bevorzugt bei Nacht erzählt er Veit von seinen Erlebnissen in Brasilien, von der Freude, der Sinnlichkeit, der Heiterkeit und Wärme. Seine ins Dunkel gesprochenen Bruchstücke ähneln „Phantasiegebilden“ und haben doch reale Erlebnisse zur Grundlage. Eines Tages wird er verhaftet und weiß nach sechsmonatiger Haft, dass man „ein politisches System

mit den Augen der Toten betrachten“ muss. Veit und seine Geliebte haben sich währenddessen um das Gewächshaus gekümmert, ein Selbstversorgeridyll, das Geld abwirft.

In seiner materiellen, von Utopien durchpulsten Gegenwärtigkeit ist es das wohl klarste Sinnbild für den „ängstlichen Schwebezustand“, in dem sich das Paar befindet. Und wohl auch für das Projekt, das man in diesem Roman sehen darf. Arno Geiger entwirft eine Schutzblase mit durchlässiger Membran. Sie lässt Botschaften des andauernden Krieges durch und ist doch für die Dauer, in der Veit Kolbe „nicht verwendungsfähig“ ist, eine verwickelte Form des Aufschubs. Der Wunsch nach dem Stillstand der Zeit im Inneren der Blase steht im schroffen Gegensatz zu der Hoffnung, der Krieg möge möglichst rasch enden. Der sinnlich konkrete und zugleich metaphorische Titel des Romans „Unter der Drachenwand“ könnte in abstrakter Version auch „Krieg und Zeit“ heißen.

Veits Erzählstimme wird vorwiegend durch drei weitere Stimmen ergänzt. Durch die von Margots Mutter, in deren gehetztem Stakkato sich der Überdruß über die in Kriegszeiten exaltiert wirkenden Wünsche der beiden Töchter, denen sie mal dieses, mal jenes schicken soll, niederschlägt. Nach der Bombardierung Darmstadts wird es immer verzweifelter und gibt einen Eindruck vom Leid der städtischen Zivilbevölkerung. Nannis Cousin erleben wir in Liebesbriefen, die ohne Antwort bleiben, und als junger Rekrut, der sich einen männlichen Schutzpanzer zulegt, um mit seiner ersten Liebesverletzung fertig zu werden. Der wichtigste Erzähler neben Veit Kolbe ist Oskar Meyer, ein jüdischer Zahntechniker, der mit seiner Familie aus Wien flieht, in Budapest landet und schließlich als Zwangsarbeiter in einer Zufallsbegegnung auf Veit trifft, nur noch erkennbar am bunten Seidentuch seiner verschollenen Frau, das er Tag und Nacht am geschundenen Körper trägt.

Wie kommt ein 1968 geborener österreichischer Schriftsteller dazu, diese Geschichte zu erzählen? Vor allem, wie kommt er dazu, sie so zu erzählen, nämlich als vollständige Mimikry an den Geist und den Ton der Zeit? Alles, was wir heute wissen, lässt er weg. Es gibt nur die Hoffnung und die Ahnung, dass der Krieg zu Ende geht, nicht aber das historische Wissen, dass sich die militärische Niederlage des Deutschen Reiches seit 1942 abzeichnete und spätestens nach Stalingrad unabwendbar war. Arno Geiger ist gewiss der empathischste Schriftsteller seiner Generation. Und doch geht er in seinem neuen Roman noch einen Schritt weiter als sonst.

„Unter der Drachenwand“ ist nicht die Geschichte seines 1926 geborenen Vaters, von dessen Leben und Alzheimer-Erkrankung er in „Der alte König in seinem Exil“ erzählt. Aber Arno Geiger wird gewusst haben wollen, wie es sich anfühlt: als junger Mann in einem Lazarett, einer „Hintertür des Krieges“, zu liegen und nicht zu wissen, wie das Leben weitergeht. August Geiger war damals neunzehn. Sein Sohn erfindet nun, in seinem fünfzigsten Lebensjahr, eine Dokumentarfiktion, in der er mit Haut und Haar in einen Kriegsversehrten schlüpf.

Dieser Roman, der ein wenig zottelig daherkommt und jede Art von Perfektion programmatisch ablehnt, ist mit Sorgfalt konstruiert. Doch sind seine Kunstmittel versteckt. Was zunächst nach einem altertümlichen, an Wolfgang Borchert und Heinrich Böll erinnernden Stil klingt, verdankt sich der Beschränkung auf die Gegenstände und den Erlebnishorizont der Zeit. Der eigentliche Kunstgriff aber besteht im intimen Ton des in der Vergangenheitsform erzählten Romans. Man kennt diesen Ton, an dessen Nachdenklichkeit noch die Nähe des Erlebens hängt, sonst nur aus Tagebüchern und Briefen. Wenn Arno Geiger seinen fiktiven Figuren in einer Nachbemerkung eine scheinbar reale Biografie verleiht, dann verstärkt er diesen Effekt.

Das (erfundene) Leben beglaubigt, was uns die Archive erzählen: dass der Krieg nur aus der Ferne eine interessante Angelegenheit ist, aus der Nähe aber aus Schmutz, Angst und Tod besteht. „Unter der Drachenwand“ ist ein großer Schritt im Werk Arno Geigers und eine gültige Meditation über die Absurdität des Krieges: „seltsam, man nimmt geduldig an einem Ereignis teil, das einen töten will“. Kein Wunder, dass so viele davor fliehen.

Arno Geiger: Unter der Drachenwand. Roman. Carl Hanser Verlag, München 2018. 480 Seiten, 26 Euro. E-Book 19,99 Euro.

Quelle: Süddeutsche Zeitung, Mittwoch, den 10. Januar 2018, Seite 12

So muss sich das damals angefühlt haben, im Jahr 1944

In seinem neuen Roman „Unter der Drachenwand“ erzählt der 1968 geborene Arno Geiger wie selbstverständlich vom Allesverschlinger Krieg. Von Judith von Sternburg

Der österreichische Schriftsteller Arno Geiger ist ein Meister der Aneignung und der unsentimentalen Empathie. Die Zeitläufte schienen ihn dabei bisher eher indirekt zu interessieren. Dabei spielte etwa die Zeit vor und nach dem Zweiten Weltkrieg schon in „Es geht uns gut“, seinem Buchpreis-Buch von 2005, eine Rolle. Die Kriegszeit am Rande auch in „Der alte König in seinem Exil“, dem Buch über seinen Vater und dessen Alzheimererkrankung. August Geiger, 1926 geboren, wurde als 18-Jähriger noch Anfang 1945 an die Ostfront geschickt. Es gibt Situationen, in denen der Jahrgang über Leben und Tod entscheiden kann. Und in denen der unspektakuläre, aber existenzielle private Raum, aus dem eigentlich die Welt von Arno Geigers Romanen besteht – erst recht die seiner letzten Geschichten, „Alles über Sally“ und „Selbstporträt mit Flusspferd“ –, von den Ereignissen verschlungen wird.

So ist es dem knapp 24 Jahre alten Wiener Veit Kolbe ergangen, der 1944 bereits seit fünf Jahren an der Front um sein Le-

ben kämpft – dass der Krieg am Ende nichts anderes ist als der verzweifelte Versuch aller Beteiligten, ihn zu überleben, daran besteht hier kein Zweifel. Veit leidet unter Todesangst, dazu unter dem, was er bereits verpasst hat. Er glaubt, die versäumten Jahre (ein Hochschulstudium) nicht mehr aufholen zu können, quält sich mit dem Gefühl, „dass ich mit dem ganzen Scheiß nichts mehr zu tun haben wollte, ich wollte mein kleines Privatleben führen, wie es in einer besseren Welt selbstverständlich wäre“. Gegen Depressionen und Erschöpfungen schluckt er Pervitin, die berühmte stimulierende Wunderdroge der Wehrmacht, ohne darüber nachzudenken. Eine Verletzung gibt ihm Gelegenheit, sich an den Mondsee zurückzuziehen, für ein Jahr unter dem Radar der Kriegsmaschine und seines „Dienstherrn“ zu bleiben.

„Unter der Drachenwand“ lernt er die Darmstädterin Margot kennen, die hier mit ihrer neugeborenen Tochter Zuflucht gesucht hat und auch Abstand zur Familie, den alle Personen im

Buch dringend nötig haben. Darmstadt wird zerbombt, die Mutter berichtet von all den Toten und selbst sie, die schlichte, etwas geschwätzte und dabei nüchterne Hessin, die „nicht über einen Teelöffel voll freudiger Nachrichten verfügt“, wird zynisch, als sie von den 50 Gramm Bohnenkaffeezuteilung berichtet, die es für die Überlebenden gibt. Auch hätte sie lieber die toten Verwandten und Freunde zurück.

Die kleine Liebesgeschichte des Mädchens Nanni

Verschlungen wird aber auch der private Raum des gutmütigen, unangepassten „Brasilianers“, eines zur Unzeit heimgekehrten Auswanderers, der in Mondsee mit Orchideen handelt und aus seiner Verachtung für die aktuelle Politik kein Hehl machen kann. „Jeder halbwegs nüchterne Mensch muss ein politisches System mit den Augen der Toten betrachten“, sagt der Brasilianer, als er zum ersten Mal aus dem Zuchthaus wiederkommt.

Verschlungen wird aber auch der private Raum der 13-jährigen Nanni, die am Mondsee in einem Mädchenausbildungslager gedrillt wird und der die rührende Romeo-und-Julia-Liebe zum wenige Jahre älteren Kurt von der Mutter gnadenlos ausgetrieben werden soll.

Verschlungen wird aber erst recht alles, was der Jude Oskar Meyer hatte, der sich mit Frau und Kind 1944 ausgerechnet zur Flucht von Wien nach Budapest entschließt. Ein furchtbarer Fehler, begangen, weil er den alten europäischen Kulturmetropolen nicht rechtzeitig misstraut hat. Eine Gelegenheit, nach Ghana zu gehen, hat er aus Scheu vor dem fremden Kontinent vorübergehen lassen. Obwohl er bereits fast alles gesehen hat, kann er es noch immer nicht glauben.

„Unter der Drachenwand“ führt die Fäden der Figuren sehr locker zusammen und zwar rund um Veit, der selbst Oskar Meyer kurz begegnen wird, ohne es zu wissen. Wir erkennen ihn an seinem Halstuch. Die Fäden scheinen so locker zu hängen, dass man leicht verpassen kann, mit

was für einer ausgeklügelten und gewagten Konstruktion Geiger hier aufwartet. „Unter der Drachenwand“ kommt im Gewand eines nicht weiter erläuterten Konvoluts daher. Veit führt ein Tagebuch über sein Mondseejahr, Margots Mutter, Nannis Kurt und Oskar Meyer schreiben Briefe, die ihrerseits als kleinere Konvolute dazwischengeschoben werden – das offenkundige Aneinanderhängen jeweils etlicher Briefe führt zu jenen Wiederholungen, an denen es in lästigen oder katastrophalen Phasen des Lebens erst recht nicht mangelt. Es gibt Diagonalstriche, die still, aber ständig darauf stoßen, dass es in den „Originalen“ (und wie üblich bei handschriftlichen Texten) mehr Absätze gegeben haben dürfte als jetzt im Buch.

Geiger spielt jedoch nicht mit der Authentizität, überhaupt ist „Unter der Drachenwand“ von jeder Art von Spiel weit entfernt. Er stellt uns etwas vor, das echt so gewesen sein könnte. Das hat er so gut im Griff, dass er auf zwei Konventionen verzichtet: Auf die Figur, die die hier abgedruckten „Papiere“ gefunden hat (wie es noch in „Es geht uns gut“ der Fall war) oder wenigstens auf den Hinweis eines „Herausgebers“. Dabei gibt es sogar einige kurze Informationen darüber, wie es für die Figuren weiterging, sogar mit in Teilen nachvollziehbaren Adressangaben. Man wird sofort danach suchen, sich Straßenkarten ansehen. Alles Neckische geht dem ab. Vieles ist so erstaunlich oder spezifisch, dass Geiger es sich kaum ausgedacht haben kann. Aber der Roman gibt über die Geschichten, die er erzählt, keine weiteren Auskünfte. Die Literatur übernimmt die Regie, komplett.

Zur Konstruktion gehört auch die Wahl des Jahres 1944, Veits Jahr am Mondsee, das Jahr der Bombardierung von Darmstadt, der Besetzung Budapests durch die Wehrmacht, des Aufrufs zum „Volkssturm“. Ein Jahr, in dem die Niederlage kaum noch zu leugnen ist, die Verwickelten und Verzweifelten aber nicht wissen können, wie lange genau es noch dauern wird. Zur Konstruktion gehört auch der gar nicht lose, vielmehr straffe Umgang mit den Themen: Dem fundamental Tödlichen, Sinnlosen, Verrohenden des Krieges, das sich all jenen bald erschließt, die an die Front müssen, nicht aber den schrecklichen Alten, die daheim in den noch unzerbombten Städten schwadronieren und der Jugend doch alles eingebracht haben.

Daheim schwadronieren die schrecklichen Alten

„Papa gab mir gute Ratschläge, alles hirnverbrannte Ideen, über die ich eine Wut bekam.“ Mit dem Aufruf zum Volkssturm erweist sich selbst das Gerede, Kinder seien das teuerste Gut des F. (die Wörter Führer und Hitler werden nicht ausgeschrieben), als Hohn. „Es gelang jetzt kaum noch jemandem, sich in unverfänglicher Distanz zum Krieg zu halten, alles, was jung und



Jugend unter Hitler: BDM-Mädchen legen übungsweise einen Knöchelverband an.

PA

gelang jetzt kaum noch jemandem, sich in unverfänglicher Distanz zum Krieg zu halten, alles, was jung und männlich war, riss der Krieg mit.“ Die Kraft der Ideologie ist gleichwohl hartnäckig. „Die Abschätzigkeit, mit der der Brasilianer über den F. sprach“, so Veit, „fand ich auch diesmal gewagt, die Partei war die Sinngebung meiner Jugend gewesen, und ich konnte mich auch jetzt von dem Gedanken, dass der F. ein großer Mann war, nicht gänzlich freimachen.“

Die Liebe, das ist ein großes Geheimnis und eine große Schönheit im Kern des Romans, existiert trotzdem, Oskar Meyer kennt sie, Veit lernt sie kennen.

Meistens spricht Veit. Anders als die anderen, alle gut voneinander zu unterscheidenden Stimmen wirkt er manchmal etwas zu klug, aber nie zu gebildet. Seine Sprache, seine Beobachtungsgabe scheint dann doch die eines Schriftstellers und weniger die eines jungen ausgelaugten Soldaten, der Angst vor Verblödung hat. Es ist brillant, dass ihm auffällt, wie Selbstmitleid und Verächtlichkeit die „fatalsten Gefühlsgehwister“ darstellen oder wie der Vater und seine Nazi-Gesellen nie über sich lachen, immer nur über andere. Wie die Eltern die Wohnung mit Bildern des fernen Sohnes an der Front geschmückt haben: „Die Bilder hatten am Familienleben teilgenommen, ich am Krieg.“

Man glaubt dennoch jedes Wort, weil das Kluge, das Genaue so klug und genau ist, dass die Künstlichkeit zurücktritt. Über die Front selbst berichtet Veit wenig, teils mit den verbreiteten Soldatenwidersprüchen (hat er die Erschießungen von Zivilisten regelmäßig gesehen oder nur von ihnen gehört?). „Einmal in Russland fanden Kameraden und ich auf einer Wiese einen Totenkopf, ein beunruhigender Anblick, wir spielten mit dem Totenkopf Fußball, ich weiß auch nicht. Ich glaube, wir taten es aus Respektlosigkeit gegen den Tod, nicht aus Respektlosigkeit gegen den Toten.“

Die bereits während des Krieges gespürte und abgedrängte Schuld – nicht umsonst hat man auch eine Vorstellung vom Zorn der nun mächtig vorrückenden Roten Armee – ist präsent, nicht nur in dem Moment, in dem sich Veits und Oskar Meyers Augen treffen.

„Unter der Drachenwand“ ist auch ein Virtuosenstück über ein Thema, über das man im Prinzip keine Virtuosenstücke lesen möchte. Geigers noch nie so weit getriebene Meisterschaft kann aber selbst diesen Eindruck mit dem wirklich ungeheuren Sog der Geschichte abdrängen. Wie es dem nachgeborenen, 49 Jahre alten Geiger gelingt, Zeit und Menschen zum Leben zu erwecken, hat aber auch unheimliche Züge, nein nicht unheimliche Züge. Es ist unheimlich.

Neue Zürcher Zeitung

Von der Geschäftstüchtigkeit der Firma Blut und Boden

In den Kriegswinter 1944 schaut Arno Geiger in seinem neuen Roman. Er findet in den Winzigkeiten des Lebens einen Rest an Menschlichkeit.

Paul Jandl
6.1.2018, 05:30 Uhr

In einem ganz anderen Leben war alles übersichtlicher. In Schnörkelschrift hängt die Kardinalfrage der Verbrechensbekämpfung noch an der Wand des Gendarmerieposten von Mondsee: «Wen hat wer wann womit wie warum umgebracht?» Aber in diesem Jahr 1944, mit seinen Millionen Toten, gibt es keine Frage, unter der sich nicht gleich ein Abgrund öffnen würde. Kein Wer, das sich juristisch klar beantworten liesse, und schon gar kein Warum.

Der österreichische Schriftsteller Arno Geiger hat sich mit seinem neuen Roman «Unter der Drachenwand» in einen Themenkreis der Hölle gewagt, den er wie auf Zehenspitzen durchschreitet. Mit der Vorsicht einer Literatur, die ihre Wahrheiten nur behaupten kann, und der Zuversicht, dass sie recht haben wird. Was bei Arno Geigers Erkundung der späten Kriegsmomente herauskommt, ist eine beeindruckend genaue und hellhörige Erzählung über dramatische Verluste und über verlorene Jahre.

Das Trauma des Schlachtfelds

«Das gute Ansehen des Krieges beruht auf Irrtum», notiert der vierundzwanzigjährige Gefreite Veit Kolbe in Arno Geigers Roman. Er weiss, wovon er spricht. Eine Granate hat ihm an der Ostfront den Kiefer gebrochen und das Bein durchschossen. Sein Genesungsurlaub führt ihn über die Wiener Eltern in ein seltsames Refugium am oberösterreichischen Mondsee. Quartier findet der junge Mann bei einer Vermieterin, der sich Rachsucht und Geldgier auf ungute Art mischen. Im Dorf wohnt auch noch der Onkel, der Gendarm ist und auch treuer Nazi aus Notwehr: um die Zeiten für sich nicht noch unbequemer zu machen.

Nur ganz allmählich heilen die Wunden des Geigerschen Helden. Das Trauma des Schlachtfelds kehrt immer wieder zurück. Gegen seine schlimmsten Attacken hilft das Psychopharmakon Pervitin, und manchmal kann es mitten im Krieg fast wie im Frieden sein. Dann zeigt der Himmel sein Blau und der harte Winter des Jahres 1944, dass es hinter ihm vielleicht einen Frühling gibt. Mit Margot, der Zimmernachbarin, freundet sich Veit Kolbe an, bis sie ganz zueinanderfinden.

Mädchen, die man aus Wien aufs Land verschickt hat, turnen im Schnee, angeleitet von einer Lehrerin, die Arno Geiger auratisch umhüllt, wie er das mit vielen seiner Figuren tut. Sie sind sich selbst ein Rätsel. Wie der «Fremde» bei Camus steht auch Arno Geiger Erzähler manchmal unterm Himmel, auf dem schon die Geschwader der Alliierten zu sehen sind. Was es ist und was es soll, das kann der junge Mann oft nicht sagen. Was werden wird, weiss er auch nicht. Es droht die Rückkehr an die Front.

Albert Camus' Leben im Diesseits von Gut und Böse

Martin Meyer / 7.11.2013, 05:30



Arno Geiger lässt Luft zwischen dem Erzählten und füllt den Roman gleichzeitig mit Stoff. Bündel von Briefen schickt die Mutter von Veits Geliebter aus dem bombardierten Darmstadt. Ein Mädchen aus dem Kinderlager hat eine zarte und schliesslich tragische Affäre mit ihrem Wiener Cousin. Auch hier gibt es Briefe, die der junge Soldat schickt. Briefe, in denen ein Leben sichtbar wird, das sich wiederum von dem der jüdischen Flüchtlinge unterscheidet, denen Geiger ebenfalls einen Teil des Romans widmet.

Im vorletzten Kriegsjahr gerade noch aus Wien entkommen, landet die Familie des Oskar Meyer im Budapest der Pfeilkreuzler. Frau und Sohn werden in Konzentrationslager deportiert, und Arno Geiger nimmt am Ende auch diesen Erzählfaden auf, um ihn ins Gewebe des Textes zu verflechten. Aus dem «ängstlichen Schwebezustand» kann die Sicherheit des Todes werden, und wenn der Roman einmal deutlich werden will, dann werden Sätze wie dieser gesagt: «Jeder halbwegs nüchterne Mensch muss ein politisches System mit den Augen der Toten betrachten.»

Mit seinem Schreiben ist Arno Geiger weit herumgekommen. In den ersten Büchern gibt es noch ein poetisch-buntes Amalgam der ichtgesteuerten Welterkundung, aber über die Romane «Es geht uns gut» und «Selbstporträt mit Flusspferd» bis zum [Vaterbiografischen Werk «Der alte König in seinem Exil»](#) hat sich etwas ausdifferenziert, was offenbar auch so grosse Stoffe wie den des neuesten Romans tragen kann.

Eingeklemmte Nerven

Arno Geiger hat ein grosses Talent, menschliche Eigenschaften in abstrakte Grössen zu verwandeln. So bringt er sich in eine empathische Distanz zu den Figuren, in der die Guten ganz unverdächtig gut sind, aber die Schlechten auch nicht ganz schlecht aussehen. Die Quartierfrau seines neuen Romans ist ein umtriebige Monster des Missmuts und der Bosheit, was allerdings ihren Mann, den Lackierer und Nazi-Karrieristen, nicht darin hindern muss, ihr in Liebe verfallen zu sein.

Ein eingeklemmter Nerv wird als Grund für die Übellaunigkeit genannt, und überhaupt ist «Unter der Drachenwand» ein Roman der eingeklemmten Nerven. Von der «Verzerrung des eigenen Wesens» spricht Geiger, wenn es um die Kriegsjahre geht. Der sogenannte «Brasilianer», Bruder der Quartiergeberin, hängt mit seinem Herzen in Südamerika fest, wo er ein paar Jahre verbracht hat. Er lässt Musik von Villa-Lobos durch sein Mondseer Glashaus scheppern und ist in einer Anderswelt der Menschlichkeit zu Hause, die für die Hiesigen eine Provokation ist.

Man wirft ihm die Scheiben ein und bringt ihn aufgrund von «falschem Denken und unterlassenem Schweigen» ins Gefängnis. Kaum zurück, will ihn die «Firma Blut und Boden», wie er sie nennt, wieder verhaften. Er flieht. Er ist der Einzige, der sich das traue. Die andern bleiben, wo sie sind. Und sie werden mehr und mehr das, was sie sind.

Minuziös notiert der Erzähler seine Beobachtungen. Er tut es in einem naiven Ton, dessen raffinierte Modulationen man aber leicht übersehen kann. Geiger nützt den semantischen Spielraum zwischen Ahnung und Wissen, um alles zu vermeiden, was allzu pädagogisch werden könnte. Die grossen Metaphern werden kleingerechnet, und es bleiben die vielen kleinen Bilder, aus denen der Roman besteht.

Eine Reise in die Rekonvaleszenz

Nur kurz winkt die tatsächlich furchteinflössende Gesteinsformation des Titels als «alpträumhaft hingestellte Drachenwand» ins Buch, aber ihr Symbolwert ist nicht grösser als die menschengemachten Details. Einen Strumpfbandgürtel gibt die Mutter dem Sohn mit auf die Reise in die Rekonvaleszenz, damit der Verband ihm nicht vom blutenden Bein rutscht. Die Worte «Komm wieder!» sind in die Waschlappen der auf das Land verschickten Kinder gestickt. Es wird über ein Jahr dauern, bis sie nach Hause zurückkommen. In Darmstadt verteilen die Behörden fünfzig Gramm Kaffee pro Einwohner. Linderung für einen Bombenangriff, der 20 000 Menschen das Leben gekostet hat.

Aus den Winzigkeiten des Lebens besteht dieser Roman, der das grosse Ganze des Grauens damit umso genauer in den Blick nimmt. Es gibt reale Hintergründe zu diesem Buch, einen Stoff, den Arno Geiger in etwas verwandelt hat, was ihm Dauer verleiht. In Trost und nicht im Schmerz. Denn es geht von diesem Roman etwas Erstaunliches aus. Für einen wichtigen Moment, zumindest für den Moment der Literatur, scheinen die Drachen der Unmenschlichkeit gebannt.

Arno Geiger: Unter der Drachenwand. Roman. Carl-Hanser-Verlag, München 2018. 480 S., Fr. 39.90.



Tödliche Ladung. Die US Air Force bombardiert 1944 die Wiener Neustadt.

Foto: Imago/ZUMA Press

Mit den Augen der Toten

Arno Geigers Roman „Unter der Drachenwand“ über das Kriegsjahr 1944

VON GERRIT BARTELS

Es sind die ersten Tage des Jahres 1944, und der 24 Jahre junge, aus Wien stammende Wehrmachtssoldat Veit Kolbe ist gerade in Mondsee angekommen, einem Örtchen, das eine halbe Stunde Autofahrt entfernt von Salzburg liegt. Er war jahrelang als Lkw-Fahrer an der Front, zuletzt an der russischen, und er will und muss nun hier weitab vom Kriegsgeschehen seine Verwundungen auskurieren, einen gebrochenen Kiefer, ein durchschossenes Bein und hartnäckige Angststörungen. Was alles nicht so einfach ist: „Krieg war ja eigentlich das einzige, was ich noch kannte“, weiß Veit Kolbe. „Wie weit die Verzerrung des eigenen Wesens schon vorangeschritten ist, merkt man erst, wenn man wieder unter normale Menschen kommt.“

Um diese normalen Menschen, um ihre durch den Krieg veränderten Wesen, um das, was sie durch ihn alles verloren haben, weniger materiell denn in ihren Psychogeografien, darum geht es dem österreichischen Schriftsteller Arno Geiger in seinem neuen Roman mit dem Titel „Unter der Drachenwand“. Immer wieder bemerkt Veit, wie sehr ihm der Krieg zugesetzt, ihn um seine Jugend und womöglich auch Zukunft beraubt hat, „auch ohne Zerwürfnis mit den Eltern war die zwischenmenschliche Bilanz meines Lebens verheerend“. Und, nicht weiter verwunderlich, immer wieder holt ihn eine diffuse Angst ein, die er mit einem Psychopharmakon bekämpft – oder mit dem Schreiben, das in seinem Fall primär therapeutischen Charakter hat.

Veit notiert alles, was er im Krieg erlebt hat, wie es um seine Jugend in Wien bestellt war, erzählt, was ihm nun in Mondsee widerfährt. Und wie es nicht zuletzt den vielen anderen Figuren ergeht, die Geiger ihm hier in Mondsee zu Füßen eines riesigen Felsmassivs, der titelgebenden Drachenwand, zur Seite gestellt hat. Zum Beispiel die Frau, die ihm ein Zimmer vermietet, die sogenannte Quartierfrau, die zwischen Treue zum Führer und einem gewissen Wahnsinn pendelt; der Onkel von Veit, der in Mondsee Polizist ist und dem die Pflicht über alles geht, selbst über seine geliebten Zigaretten; oder Margot, die mit einem Säugling aus Darmstadt hier gelandet ist und in die Veit sich verliebt.

Von einer Normalität diesseits des Krieges sind sie alle weit entfernt. Auch in Mondsee gibt es Denunziationen, Verhaftungen, später zwei Tote, und aus dem improvisierten Ertüchtigungsheim in einem Gasthaus verschwindet ein aus Wien landverschicktes Mädchen. Erstaunlich ist es, wie Geiger es vermag, ihrer aller Sehnsucht nach Normalität sprachlich Ausdruck zu verleihen, wie er einen Ton für seine Figuren findet, insbe-

sondere für die Gedankenwelt eines jungen Mannes und Soldaten jener Zeit. Veit Kolbe schreibt nicht wie ein Schriftsteller, sondern etwas stockend, mit kurzen, manchmal umständlichen Sätzen: „Mein Oberschenkel: der war nun wirklich ein merkwürdiges Kapitel.“ Oder: „Weiterhin war ich häufig müde und gedrückter Stimmung. Viele feindliche Flieger in der Luft, manchmal dreihundert und mehr“. Er hat dann jedoch häufig bemerkenswerte, angenehm unaufdringliche, alles andere als pädagogisch wirkende Eingebungen: „Jeder halbwegs nüchterne Mensch muss ein politisches System mit den Augen der Toten betrachten.“

Überraschend wirkt nach knapp hundert Seiten der leichte Bruch, mit dem Geiger versucht, sein 44er-Hinter-der-Front-Tableau umfassender zu gestalten, der kleinen Welt in Mondsee die große in den Städten beizustellen, nicht zuletzt um zu zeigen, dass dieses Jahr bestimmt wurde von den ständigen Bombenabwürfen der Alliierten. (Wie lange ist es doch her, dass W.G. Sebald der deutschsprachigen Literatur ein „Luftkriegstrauma“ attestierte und in dieser Hinsicht von einer „Selbstanästhesierung“ sprach!)

Plötzlich setzen andere Erzählstimmen ein, geht es um 400 Hasen, die in Darmstadt verteilt werden, was die Mutter von Margot in Briefen ihrer Tochter berichtet. Ein gewisser Kurti schreibt Liebesbriefe an seine Cousine, die an den Mondsee landverschickt wurde, aber auch vom Wiener Alltag; und schließlich gibt es da noch – hier zoomt Geiger ein, zwei Jahre zurück – Oskar Meyer, den Vater einer jüdischen Familie, der von den Verfolgungen berichtet und mit seiner Frau und einem Kind ausgerechnet nach Budapest übersiedelt, um den Nazis zu entkommen: „Also die Frage wohin. Untermiete bekommen wir Juden in Wien nur schwer, ist kostspielig, zumal zu dritt mit Wally und dem Kind, ich weiß mir eigentlich keinen Rat, hoffe aber, dass mich der liebe Gott nicht verlassen wird./ Wally ist auch sehr bedrückt.“

Diese neuen Perspektiven irritieren zunächst, zumal sie sprachlich unterkomplexer, dafür noch eine Idee authentischer wirken – auch in ihren Redundanzen. Arno Geiger verbindet sie nach und nach jedoch alle harmonisch miteinander, es entsteht ein Beziehungsgeflecht, das sich so weit verästelt, dass Veit Kolbe am Ende Kurti gar begegnet (und Oskar Meyer zumindest von Weitem auf seinem Todesmarsch beobachtet).

Trotz seiner Sprache, die sich der Durchschnittsdeutschen und dem Durchschnittsösterreicher anverwandelt, die sich so um Authentizität bemüht, ist „Unter der Drachenwand“ ein gar nicht so leicht zu lesender Roman. Häufig geraten die jeweiligen Erzählstimmen ins Stocken. Was von Geiger dadurch unterstrichen wird, dass er praktisch auf jeder Seite mit Schrägstrichen als Satzenden, quasi als Erzählbrecher arbeitet, ähnlich wie bei Gedichten. Damit demonstriert er, dass sein Antikriegsroman bei aller ge-

wollter Schlichtheit, allen Niederungen, in denen die Figuren sich bewegen, ein Kunstwerk eigenen Grades ist.

Überdies fällt auf, wie gut Geiger die Ambivalenzen seiner Figuren herausarbeitet, wie gleichermaßen distanziert und empathisch er ist. Da bekommen

ANZEIGE

PRÄSENTIERT VOM
TAGESSPIEGEL
KUNSTWERK

Silver-Garburg Piano Duo

C. Bechstein Klavierabend
Silver-Garburg Piano Duo spielt
Werke von Schubert, Strawinsky
und Mendelssohn

12.1.2018, 20.00 Uhr

Konzerthaus Berlin, Gendarmenmarkt
Eintritt ab 20,- € (zzgl. VVK)
Karten unter Tel. 030/203092101
und www.konzerthaus.de

www.bechstein.de

C. BECHSTEIN

selbst die Quartiersfrau, ihr Nazi-Mann oder Veits Onkel, der Dorfpolizist, noch menschliche Züge, ohne dass ihre ideologischen Verblendungen beschönigt würden. „Unter der Drachenwand“ ist zudem ein Roman darüber, wie mitten im Krieg der kleine, vermeintlich unbedeutende Alltag, das Leben und das Lieben weitergehen, was angesichts der vielen Gräueltaten eine ganz eigene Grausamkeit besitzt. Dass das Leben natürlich auch nach dem Krieg weitergegangen ist, legt Geiger schließlich in einer dreiseitigen Nachbemerkung am Ende dar. In dieser listet er auf, was aus den Figuren geworden ist. Gleichzeitig weist der Anhang darauf hin, dass viele der Geschichten und Erzählungen dieses Romans auf realen Hintergründen beruhen, Geiger eine Menge dokumentarisches Material gesichtet hat.

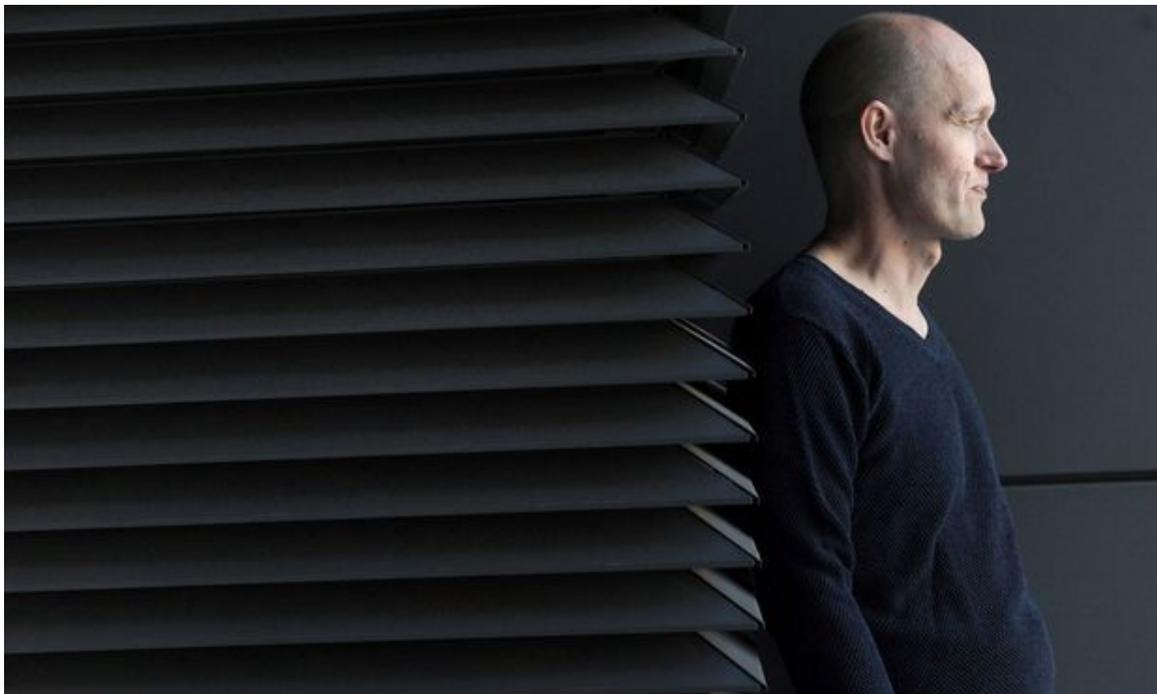
Was jedoch für die Lektüre keine Rolle spielt: Arno Geiger hat aus der historischen Wirklichkeit, gerade aus der kleinen, nicht in den Geschichtsbüchern zu findenden, ein bemerkenswertes Stück Literatur gemacht.

— **Arno Geiger: Unter der Drachenwand.** Roman. Hanser Verlag, München 2018. 480 Seiten, 26 €



Arno Geiger: "Ich bin nicht der Richter meiner Figuren"

Arno Geiger hat mit „Unter der Drachenwand“ seinen bisher berührendsten und zugleich verstörendsten Roman vorgelegt. Ein Gespräch über Kriegsbücher, Antikriegsbücher und Emma Bovary.



Arno Geiger über den Realitätsbezug seines Romans: „Wer ist wirklicher: Emma Bovary oder Helmuth Kohl in seiner Autobiografie?“ – (c) Heribert Corn/Hanser Verlag

Von Bettina Steiner 10.01.2018 um 10:36

Die Presse: Ein Roman über das Jahr 1944, verknüpft mit einer Liebesgeschichte. Das ist schon ein bisschen waghalsig, oder?

Arno Geiger: Es gibt wenige Gesellschaftsromane über diese Zeit – und Gründe, warum man sich nicht drübertraut. Es ist ein unglaublich heikles Terrain. Ganz zu Recht ist es ein heikles Terrain! Ich hatte einen Stoff, der mir zugefallen ist, die Korrespondenz des Kinderverschickungslagers Schwarzindien am Mondsee. Dieser Stoff hat etwas in Gang gesetzt: fünftes, sechstes Kriegsjahr, alle in äußerster Bedrängnis, keiner weiß, wie es weitergeht. Uns ist ja das Gefühl für die Unmittelbarkeit des Krieges weitgehend abhandengekommen, die Jahrzehnte haben vieles abgeschliffen. Veit sagt: „Der Krieg nimmt einen mit wie Geröll im Fluss.“

Veit ist verwundet worden, jetzt kuriert er am Mondsee seine Verletzung aus.

Er ist erschöpft und verbittert, dass man ihm fünf Jahre pulverisiert hat. Aber dann reißt er sich zusammen. Die Bedrängnis, in der er sich befindet, erzeugt ja auch Lebensgier. Es ist ein Leben von heute auf morgen. Und für den Veit gilt, was für uns alle gilt: Was man im Leben versäumt, ist das Leben. Er hat ein schlechtes Gewissen, dass er mit der Margot was anfängt, aber er sagt sich auch: Wenn ich jetzt die Möglichkeit habe, Glück zu finden, dann möchte ich nicht schüchtern sein.

Wie lange haben Sie daran gearbeitet?

Zehn Jahre. Man schreibt ein Buch über diese Zeit nicht so nebenbei, mit dem Gestus: Das mach' ich schon irgendwie. Ich habe sorgfältigst recherchiert. Literatur hat auch im Detail vertrauenswürdig zu sein. In diesen Nuancen steckt eine gewisse Integrität: Die Form beschützt den Inhalt. Dafür habe ich Zeit gebraucht. Das ist der eine Faktor: die Ausdauer. Der andere: Hingabe.

Was meinen Sie mit Hingabe?

Tolstoi sagt: Ohne Liebe kein Talent. Ich bin nicht der Richter meiner Figuren, sondern bin aufgefordert, ihnen mit Neugierde und Offenheit zu begegnen, mich ihnen anzunähern. Aber es geht natürlich nicht nur um Empathie: Ein Roman soll nachvollziehbar machen, was nur ein Roman nachvollziehbar machen kann, in diesem Fall, wie sich das angefühlt haben könnte, im sechsten Kriegsjahr zu leben, nicht wissend, wie lange der Scheiß noch dauert. Das ist der Anspruch, den ich habe. Ob ich scheitere, ist nicht so wichtig: Ich muss es versucht haben.

Sind Sie schon einmal gescheitert?

Ja, schon. Beim Kriegskapitel von „Es geht uns gut“ bin ich in die Falle hineingetappt: Da habe ich den Krieg als Effekt beschrieben. Das würde ich nicht mehr so machen.

Ich kann mich nicht mehr erinnern . . .

Das ist gar nicht notwendig. Glauben Sie mir, wenn ein Autor seinen eigenen Text kritisiert, dann hat er meistens recht. Ich bin damals dem Trampelpfad der Gewaltgeschichte gefolgt, und das ist einer der Pfade, die für die Literatur unergiebig sind. Um Gewaltgeschichten zu erzählen, gibt es andere Mittel. Jetzt beschreibe ich dagegen, was der Krieg mit den Menschen macht. Wie er versucht, das Private zu zerstören. Wie sich Privates trotzdem versucht zu entfalten. In Wahrheit lesen wir „Im Westen nichts Neues“, weil wir etwas über den Krieg erfahren wollen. Das ist kein Antikriegsbuch. In „Unter der Drachenwand“ erfahren wir etwas über Beziehungen. Vielleicht ist es ein Liebesroman.

Sie schreiben nicht nur über Veit und Margot, Sie lassen auch andere zu Wort kommen. Den Juden Oskar Meyer etwa, der sich lange nicht entschließen kann, Wien zu verlassen.

Im Buch gibt es den Satz: „Wie schlecht eine Zeit ist, erkennt man daran, wie wenig sie auch kleine Fehler verzeiht.“ Ich wollte von einem erzählen, der nicht das Zeug mitbringt für diese Zeit, der auch nicht das nötige Glück gehabt hat, der nicht entscheidungsstark ist, nicht gleich mit dem Schlimmsten rechnet. Ich wollte von einem erzählen, der keine Stimme hat. Die Geschichte des Holocaust wird ja von jenen erzählt, die es können – und nicht von den Toten.

Gibt es reale Vorbilder?

Das ist natürlich die Gretchenfrage.

Die Sie provozieren, weil Sie in einem Anhang erklären, was aus den Personen geworden ist – samt Adressen etc.

Wer ist wirklicher: Emma Bovary oder Helmuth Kohl in seiner Autobiografie? Meine Meinung können Sie ahnen.

Wie geht es Ihnen jetzt, da Sie den Roman abgeschlossen haben?

Es war wie ein Trip, so etwas zu schreiben. Ich muss ja nachempfinden, was die Figuren durchleben, ich muss wissen: So fühlt sich das an. Das war emotional enorm strapaziös. Ich habe körperliche Zustände bekommen.

Und trotzdem haben Sie einmal gesagt, zu schreiben sei Ihr Lieblingsleben.

Ich erfahre unglaublich viel durch die Arbeit. Die Leute erzählen mir nicht das, was mir meine Figuren erzählen. Meine Figuren sind viel offener.

Sind Sie an etwas Neuem dran?

Ich habe im Moment das gute Gefühl, ich habe alles gesagt, was ich zu sagen habe. Warum soll ich dem etwas hinterherrufen? Aber natürlich, das wird sich wieder ändern.

Wenn das nächste Thema sich anbietet.

Da muss ich widersprechen. Ich schreibe nicht über Themen. Ein Thema ist etwas für ein Sachbuch. Mir geht es ums Individuum.

("Die Presse", Print-Ausgabe, 10.01.2018)

DIE REDAKTION EMPFIEHLT

Auf einen Blick

Arno Geiger, 1968 geboren, wurde 2005 für „Es geht uns gut“ mit dem Deutschen Buchpreis ausgezeichnet. Es folgten u. a. „Alles über Sally“ über eine 52-jährige Frau, „Der alte König in seinem Exil“ über den demenzkranken Vater – und zuletzt „Selbstporträt mit Flusspferd“: Ein junger Mann tapst durchs Leben, richtet alles Mögliche an und merkt selbst nicht recht, wie.

Lesung. „Unter der Drachenwand“ (Hanser Verlag) wird am Mittwoch im Akademietheater präsentiert (20 Uhr). Es liest Markus Hering, Katja Gasser spricht mit Arno Geiger über sein Werk.



Die besten Bilder aus aller Welt

Perspektiven, Momente, Naturschauspiele: Wir zeigen Ihnen jeden Tag jene Fotos, die uns in besonderes Erstaunen versetzen.



Gemma Auto schau'n: Rundgang auf der Vienna Autoshow

Von Lada bis Rolls-Royce, von Elektro bis V12 Turbo: Ein Rundgang auf der Vienna Autoshow, die bis Sonntag über 400 Modelle zeigt.

Was kostet eine Semmel?

Für zehn Euro bekomme man drei Wurstsemmeln, meinte einst eine Jungpolitikerin und erntete dafür Spott und Häme. Wie gut kennen Sie sich im Supermarkt aus? Es geht beim Quiz nicht um Angebots- und Diskonterpreise.

TRUMPISMUS

Die absurden Geschichten des 45. US-Präsidenten

Donald Trump liefert Beobachtern stets neue Geschichten zum Schmunzeln oder Kopfschütteln. Diesmal: Ist dem Präsidenten der Text der US-Hymne teilweise entfallen?

TOP 10

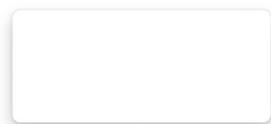
Das sind die pünktlichsten Fluglinien Europas

Der Flugdatenauswerter OAG hat ein Ranking der pünktlichsten Fluglinien erstellt. Die spanische Billigfluglinie Vueling, die es auf Niki abgesehen hat, ist ganz vorne mit dabei.

SCHWARZ UND WEISS

H&M: Shitstorm nach rassistischer Werbung

Ein dunkelhäutiger Bub mit Affen-Pullover. Für die Werbung der schwedischen Textilkette hagelt es Kritik, Sänger The Weeknd löst die Zusammenarbeit auf.





Deutschlandfunk Kultur – Buchkritik

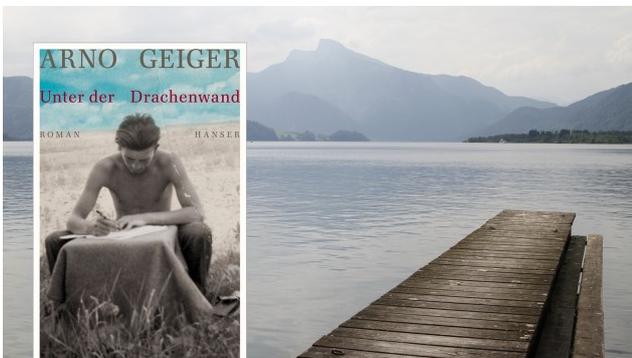
06.01.2018 08:50 Uhr

URL dieser Seite: http://www.deutschlandfunkkultur.de/arno-geiger-unter-der-drachenwand-fronturlaub-am-mondsee.950.de.html?dram:article_id=407667

ARNO GEIGER: "UNTER DER DRACHENWAND"

Fronturlaub am Mondsee

Von Jörg Magenau



(dpa / picture-alliance / Hanserverlag)

1944 reist der junge Veit an den Mondsee, um sich von den Schrecken des Krieges zu erholen. Hier findet er Liebe. Doch auch die Dorfidylle vor Ort hat ihre Abgründe. Der Roman sei außerordentlich schön und ein grandioser literarischer Jahresauftakt, findet Jörg Magenau.

Es ist ein Jahr des Wartens, eine Zwischenzeit mitten im Krieg, das Jahr 1944. Der österreichische Schriftsteller Arno Geiger hat sich für seinen neuen Roman einen abgeschiedenen Ort mit dramatischer Kulisse ausgesucht: das Örtchen Mondsee am Mondsee im Salzkammergut, das von dem schroffen Fels der Drachenwand überragt wird. Hierher zieht sich der Soldat Veit Kolbe zurück, um seine Verwundungen zu kurieren. Bald fünf Jahre war er an der Ostfront, er ist müde an Leib und Seele, aber er weiß, es ist nur eine Atempause, die ihm gegönnt ist, bevor er wieder einrücken muss.

Doch auch die Idylle hat Risse

In diesen Monaten spielt "Unter der Drachenwand", und es entfaltet sich eine wunderschöne, zärtliche Liebesgeschichte zwischen Veit und der jungen Frau im Zimmer nebenan, die zunächst nur "die Darmstädterin" heißt und nur Augen für ihren kleinen Säugling zu haben scheint. Aber dann wird aus ihr Margot und aus der Fremden der Mensch, mit dem Veit den Rest seines Lebens verbringen möchte. Dass er nach all dem, was er im Osten erlebt hat, überhaupt noch zur Liebe fähig ist, ist wundervoll genug. Doch mehr noch: Allmählich überwindet er sogar seine Angstzustände, die ihn immer wieder in die Knie zwingen.

Dass er bei allem, was sich im Ort ereignet, menschlich und solidarisch bleibt und immer auf der Suche nach Schönheit ist, macht diesen Roman zu einer Kostbarkeit. Dabei gibt es auch in der Idylle im Lauf des Jahres zwei Tote, Denunziationen und Verhaftungen. Ein Mädchen aus dem Lager der Landverschickten verschwindet spurlos, und Veit

muss sich mit seinem Onkel, dem Dorfpolizisten arrangieren, einem Kettenraucher, der seine Pflicht erfüllt und darin an den Dorfpolizisten in Siegfried Lenz' "Deutschstunde" erinnert.

Explosionsartige Erinnerungen

Die Außenwelt des Krieges dringt nicht nur über Veits explosionsartige Erinnerungsbilder herein, sondern auch über zwischengeschaltete Briefe von Margots Mutter, die von der Zerstörung Darmstadts im Bombenhagel berichtet, von Kurt, dem Freund eines der landverschickten Mädchen, und von Oskar Meyer, einem Wiener Juden, der vergeblich versucht, den Nazis zu entkommen. Dessen Briefe sind mit dem Handlungsverlauf kaum verbunden und in einem allzu gefassten Tonfall verfasst – selbst dann noch, wenn er aus dem Güterwaggon heraus und vom Fußmarsch ins KZ erzählt. Sie fallen als erratische Blöcke aus dem Romangeschehen heraus und unterbrechen den Lesefluss unnötig. Das wirkt ein wenig beflissen, als habe Arno Geiger die vorgeschriebenen Themen abarbeiten wollen. Dabei sind doch alle gesellschaftlichen Gräben auch in der kleinen Dorfwelt erkennbar.

Das Jahr in Mondsee entsteht in einer verhaltenen, stillen Genauigkeit. Die Figuren werden in all ihrer Ambivalenz lebendig, und Veit bewährt sich als ein suggestiver Beobachter und feinfühligere Erzähler. Er ist es, der alles aufschreibt, um sich über das Schreiben zu stabilisieren und ins Leben zurückzufinden. So wird das Schreiben zur zivilisatorischen Kraft, stark genug, um auch die Traumata zu bearbeiten. Und auch die Liebe ist ein Geschehen, das erst im Erzählen und in der Reflexion mit aller Kraft wirklich wird. "Unter der Drachenwand" ist ein außerordentlich schöner und eindrücklicher Roman – ein grandioser literarischer Jahresauftakt.

Arno Geiger: Unter der Drachenwand

Hanser, München 2018

480 Seiten, 26 Euro

Buch der Woche **Arno Geiger und die Liebe in Zeiten des Krieges**

Es mag verwundern, schon jetzt von einem Buch des Jahres zu schwärmen. Aber Arno Geigers großartige Kriegsgeschichte „Unter der Drachenwand“ macht diese frühe Kür völlig risikofrei.

Von **Werner Krause** | 17.08 Uhr, 05. Jänner 2018



"Diese

Geschichte hat mich gefunden": Arno Geiger © Hoffmann

Blubo. Dieses Kürzel verwendeten die wenigen noch widerstandsbereit gebliebenen Literaten. Europa lag damals schon in Schutt und Asche, das infernalische Tausendjährige Reich steuerte auf sein Ende zu. Dennoch übersäten Wortmetze die Literaturlandschaft mit grauenhaftem Blut-und-Boden-Geschwafel und an Durchhalteparolen reichen Schollenschwarten. Die Schatten reichen bis in die Gegenwart. Und mit ihnen die ideologisch abartigen Denkweisen

Es ist dieses leise, aber beklemmende Hintergrundrauschen, das sich bei der Lektüre von Arno Geigers neuem Roman-Monument „Unter der Drachenwand“ einstellt. Trotz oder gerade wegen des völlig konträren Inhalts. Diese Geschichte habe ihn gefunden, vor rund zehn Jahren schon, sagt der Autor, der nun das Ergebnis dieses Zueinanderfindens präsentiert. Geformt, verdichtet, emotional intensiviert zu einem, dies lässt sich schon jetzt unschwer vorhersagen, der wichtigsten und ausstrahlungsstärksten Romane dieses Jahres.

Mittendrin

Zum Verständnis des Werkes reicht ein einziger weiterer Satz von Arno Geiger über die Entstehungsgeschichte des Buches: „Mir kommt vor, dass unsere Vorstellung von dem, was Krieg ist, sehr abstrakt geworden ist, ich wollte näher damit in Berührung kommen.“ Eine Untertreibung, mit Verlaub.

Denn eine Nähe gibt es bei diesem in vielerlei Hinsicht herausragenden Dichter nicht. Stets wechselt und steigert sie sich in ein Mittendrin – in der Handlung, den Ereignissen, in den Figuren, die sich schon nach wenigen Sätzen in markante Lebewesen verwandeln. Von Autorenhand geformt, der Wirklichkeit entlehnt.

Schauplatz Mondsee

Hauptschauplatz von „Unter der Drachenwand“ ist das Städtchen Mondsee im Salzkammergut, wo der gleichnamige Berg schroff und verlockend zugleich in den Himmel ragt. Dorthin verschlägt es 1944 den 24 Jahre jungen Soldaten Veit Kolbe nach einer Verwundung beim Fronteinsatz in Russland. „So hatte mich der Krieg auch diesmal nur zur Seite geschleudert“, lautet einer der ersten, lapidaren Sätze des Romans, der sich mehrheitlich als Tagebuch des Protagonisten erweist.

Dem großen Grauen ist dieser Veit, dem die Jugendjahre gestohlen wurden, in dieser vergleichsweise noch einigermaßen intakten Region durch seine verletzungsbedingte Auszeit entkommen, dem erlebten Horror und den Albträumen nicht.

Innenwelt-Forscher

Faszinierend ist erneut Arno Geigers thematische und sprachliche Wandlungsfähigkeit. Mit Heldentum hat er nichts im Sinn. All seine geniale Beobachtungsgabe gilt den Durchschnittsmenschen, deren Wesenszüge er, einem Innenwelt-Forscher gleich, Schicht für Schicht freilegt. Nicht mit großen Erkenntnissen gehen Geigers Geschöpfe schwanger, aber sie bringen wunderbare, feinsinnige und ironische Einsichten hervor. Etwa diese: „Der Mantel ist die Kleidung des Übergangs, die Mütze verbindet die Welten.“ So viel zum Thema Kälte und Seelenfrost.

Der 49-Jährige schuf einen mit enormer Präzision und Einfühlungsgabe geformten Bau aus Worten, in dem ein ganzes Barbaren-Reich Unterkunft gefunden hat, verkörpert durch Opportunisten wie Veits Vater, stumpfe Mitläufer, Endsieg-Gläubige und einige Wenige, die Resthoffnungen hegen. Wissend, dass die Ewigkeit Zeit hat, aber das Leben nur eine kurze Spanne währt.

Kristallklare Sprache

Sie alle leben uns ihr Dasein vor, in dessen Enge ein Übermaß an Elend und Dummheit Platz hat – aber auch die erste große Liebe. Reich ist die Akustik und der Nachhall der Gedanken in diesem Sprach-Bau, kristallklar die Sprache als Gegenpol zur braunen Suppe, beklemmend sind die eingestreuten Briefe, etwa von einer jüdischen Familie, die allzu lange nicht wahrhaben will, was längst zur schauerhaften Wahrheit wurde. Nie wird angeklagt; der schlichte Ton ist es, der ein vernichtendes Urteil spricht. Ein großartiges Meisterwerk über Liebe, Macht und Ohnmacht, im Himmel, ganz oben, im Schlamm, ganz unten, zugleich.

Arno Geiger: "Unter der Drachenwand". Hanser-Verlag, 480 Seiten, 26,80 Euro.



Dieser Artikel wurde ausgedruckt unter der Adresse:

[https://www.ndr.de/kultur/buch/Arno-Geiger-Unter-der-](https://www.ndr.de/kultur/buch/Arno-Geiger-Unter-der-Drachenwand,drachenwand102.html)

[Drachenwand,drachenwand102.html](https://www.ndr.de/kultur/buch/Arno-Geiger-Unter-der-Drachenwand,drachenwand102.html)

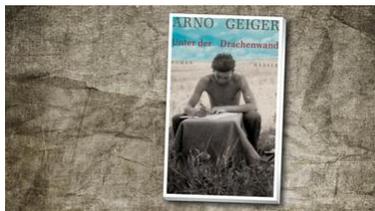
Stand: 07.01.2018 11:00 Uhr - Lesezeit: ca.4 Min.

Von der Front in die Schule des Lebens

»Unter der Drachenwand« von Arno Geiger

Vorgestellt von Heide Soltau

Mit seinem Roman "Es geht uns gut", einer Familiengeschichte über drei Generationen, schrieb sich der österreichische Schriftsteller Arno Geiger 2005 in die erste Reihe der deutschsprachigen Literatur. Er gewann dafür den damals neu ins Leben gerufenen Deutschen Buchpreis. Aufsehen erregte er sechs Jahre später mit seinem einfühlsamen Bericht "Der alte König in seinem Exil" über seinen demenzkranken Vater. Nun erscheint der neue Roman von Arno Geiger: "Unter der Drachenwand".



Schauplatz des Romans ist ein österreichisches Dorf im letzten Kriegsjahr 1944.

Veit Kolbe ist an der Ostfront schwer verwundet worden und verbringt einen mehrmonatigen

Genesungsurlaub in der Heimat. Zunächst bei seinen Eltern in Wien,

dann im Salzkammergut am Mondsee: "Unter der Drachenwand", wie Arno Geiger seinen Roman nennt. Ein vieldeutiger, Beklemmungen auslösender Titel. Über tausend Meter hoch ist die steile Felswand und bei Drachen denkt jeder an gefährliche Wesen. Veit Kolbe, der Tagebuchschreiber, ist 24 Jahre alt und

MEHR ZUM THEMA

[Romane](#)

[Zweiter Weltkrieg](#)

NDR BUCH DES MONATS



NDR Buch des Monats:

"Mit der Flut"

Roman von Agnes Krup - vorgestellt auf NDR Kultur. [mehr](#)

LIBROMAT



Der

automatische Buchberater

Lesen - aber was? Lassen Sie sich aus unseren Buchrezensionen Vorschläge machen! [mehr](#)

NOCH MEHR BÜCHER

- > [Alle Buch-Rezensionen](#)
- > [Buchtipps von NDR Kultur](#)
- > [Buchtipps von NDR Info](#)
- > [Krimis und Thriller](#)
- > [Sachbücher](#)
- > [Politisches Buch](#)
- > [Bildschöne Bücher](#)
- > [Kinder- und Jugendbücher](#)
- > [NDR Fernsehen Buchtipps](#)

hat seit seinem Abitur nichts anderes kennengelernt als das Soldatenleben.

"In einem noch von der Front stammenden Automatismus wollte ich das Gewehr ablegen und erschrak, als ich den Riemen an der Schulter nicht fand. Ich hatte weiche Knie und zitterte, für einem Moment war alles aufgehoben, Zeit, Distanz, es gab kein Dazwischen, nichts, was mich beschützte. Bruchstücke der Vergangenheit fielen auf mich herunter und begruben mich, es war, als müsse ich ersticken."

LESEPROBE

Leiden an den Kriegserinnerungen

Veit Kolbe ist verwirrt. An der Front hat er den Krieg nicht als so furchtbar empfunden. Jetzt plagen ihn diese "Anfälle", sie nehmen sogar zu während seines Genesungsurlaubs und treiben ihm den Angstschweiß auf die Stirn. Der Arzt verschreibt Pervitin, eine aufputschende Pille, die Tausende von Soldaten im Zweiten Weltkrieg geschluckt haben, heute unter dem Namen Crystal Meth bekannt.

Arno Geiger erzählt eine auf den ersten Blick ganz unspektakuläre Geschichte. Veit Kolbe ist ein gewöhnlicher Soldat, angepasst wie die meisten. Und doch beginnt es in ihm nach seiner Verwundung im Winter 1943 zu gären. Der Krieg ist verloren, das ahnt er, und die Durchhalteparolen zu Hause gehen ihm gehörig auf die Nerven. Von den Schrecken an der Front will niemand etwas wissen, stellt er frustriert fest.

"Und obwohl ich mir vorgenommen hatte, nicht mehr zu politisieren, wie ich es früher getan hatte, sagte ich, das Glück der weltgeschichtlichen Zeit, die Papa seinen Kindern seit Jahren verkünde, hatte ich gründlich auskosten und jetzt genug von dem Irrsinn. Mit einer Zukunft, die aus derlei hervorgehe, wolle ich nichts mehr zu tun haben."

LESEPROBE

Lernen von neuen Bekanntschaften

Am Mondsee bringt ihn das Gequatsche der Zimmerwirtin auf die Palme. Die überzeugte Nazisisse hält ihn für einen Drückeberger. Aber er trifft dort auch Margot, eine junge Mutter aus Darmstadt, die ihn in die Liebe einführt, und schließt Freundschaft mit dem sogenannten Brasilianer, einem aufmüpfigen Gärtner, der einst in Rio gelebt hat.

Dieser rät ihm, seinen Kopf zu gebrauchen, wenn es um "die Firma für Blut und Boden" geht. Dann gibt es dort noch Veits Onkel, der als "Postenkommandant" die Tätigkeit eines Polizisten ausübt, sowie die Lehrerin Margarete, die ihre an den Mondsee verschickten Schülerinnen zu eiserner Disziplin anhält.

Für Veit Kolbe wird der Genesungsurlaub zur Schule des Lebens. Er lernt nicht nur die Liebe kennen, sondern lernt auch Nein zu sagen. So entwickelt er den Mut zu kleinen Widerstandsgesten und hilft schließlich seinem Freund, dem Brasilianer, zur Flucht.

"Ich kam aus meinem Versteck, und natürlich wusste ich, dass der Weg, den ich jetzt beschritt, einer war, den ich nicht kannte. Wollte ich wirklich tun, was ich tat? - Keine Ahnung, ich hatte keine Zeit mehr für langes Nachdenken."

LESEPROBE

Tagebuchnotizen und alte Briefe

Basierend auf den Tagebuchnotizen Veit Kolbes erzählt Arno Geiger, wie der Krieg die Menschen verändert und wie er sie abstumpfen lässt gegen Gewalt. Eingefügt hat Geiger in seinen Roman noch einige Briefe, darunter auch die des jüdischen Zahntechnikers Oskar Meyer aus Wien. Wahrscheinlich, um daran zu erinnern, dass der

Zweite Weltkrieg nicht denkbar ist ohne den Völkermord an den Juden. Die Briefe wirken wie Fremdkörper. Man braucht sie nicht, um zu verstehen, wie Rassismus und Antisemitismus den Alltag der Menschen 1944 vergiften.

Veit Kolbe verlässt am Ende den kleinen Ort im Salzkammergut. Er muss zurück an die Front.

"Dann verschwand die Wand aus meinem Blick, und ich schloss die Augen im Wissen, dass wie vom Krieg auch vom Mondsee etwas in mir bleiben wird, etwas, mit dem ich nicht fertig werde."

LESEPROBE

Arno Geiger hat einen berührenden, klugen Roman über die zerstörerische Kraft des Krieges geschrieben. Jeder Krieg - ob in Syrien oder Afghanistan - hinterlässt Spuren in den Seelen der Menschen. Insofern hat dieses Buch, das auf historisches Material zurückgreift, geradezu schmerzliche Aktualität.

08.01.2018 10:00 Uhr

Der Roman "Unter der Drachenwand" ist im Hanser Verlag erschienen. Versehentlich war ein anderer Verlag angegeben. Wir bitten um Entschuldigung und danken dem aufmerksamen User.

DIE WICHTIGSTEN NEUEN BÜCHER



Die wichtigsten literarischen Ereignisse 2018

Neue Romane von Haruki Murakami,

Arno Geiger und Margriet de Moor: Das Literaturjahr 2018 wird spannend. Und: Eine Literaturnobelpreisträgerin kommt nach Usedom. Ein Ausblick auf die Höhepunkte. **mehr**